

Alles außer Blutvergießen

ISLAM Samuel P. Huntingtons These vom „Kampf der Kulturen“ lässt sich nicht ignorieren. Stefan Weidner versucht zu erklären, wie wir ihn am besten austragen. Dabei entlarvt er so manche anfällige Argumentationskette

Von Jan Kuhlmann

Was machen wir bloß mit dem „Kampf der Kulturen“, diesem viel beschworenen und viel geächzten? Wenn wir überzeugt sind, dass es ihn gibt, müssen wir alarmiert sein, weil unsere Existenz auf dem Spiel steht. Selbst wer Samuel P. Huntingtons These für provokanten Unsinn hält, kann ihn dennoch nicht ignorieren. Spätestens seit dem 11. September haben die Geister, die der US-Politologin rief, eine solche Macht entfaltet, dass sie sich als selbsterfüllende Prophezeiung erweisen könnten: Es kommt allein deswegen zum „Kampf der Kulturen“, weil eine Mehrheit an ihn glaubt. Entrinnen kann man ihm folglich nicht. Was also tun? Es hilft nur eins: Man muss sich Huntingtons These stellen.

Schon allein deswegen lohnt es sich, Stefan Weidners „Manual für den Kampf der Kulturen“ in die Hand zu nehmen. Ein Fan des kürzlich verstorbenen Huntington ist der Kölner Islamwissenschaftler beileibe nicht, aber er erliegt auch nicht der Versuchung, eine Konfrontation der Kulturen als bloßes Panikonstrukt abzutun. Das geht schon deswegen nicht, weil viele im Westen den Islam als Herausforderung empfinden. Weidner entwirft jedoch seine eigene Definition des Begriffs, er will den „Kampf der Kulturen nicht zwangsläufig mit Blutvergießen“ assoziieren: „Statt eines Gemetzels lese ich in dem Wort die Konkurrenz der Ideen, den Wettstreit auf symbolischen Ebenen, einen Ringkampf der Kulturen zum Beispiel, einen rhetorischen Wettkampf.“ Am Ende könnte nicht der Zusammenstoß stehen, sondern eine Annäherung.

Auf diese Weise verharmlost Weidner die Gegensätze und Unterschiede zwischen „dem Westen“ und „dem Islam“ nicht, nimmt der Diskussion aber ihre alarmistische Schärfe – ein wohlthuender Ansatz. Entstanden ist so ein sehr ge-

scheites Buch nicht über den Islam, sondern darüber, wie der Westen und die Muslime derzeit mehr übereinander als miteinander diskutieren. Zwei bestimmende Pole macht er in der Debatte aus: hier die „Determinierer“, dort die „Indeterminierer“. Die erste Gruppe vertritt die Ansicht, es existiere so etwas wie „der Islam“, also eine homogene Religionsgemeinschaft mit festen Positionen, starr und unbeweglich. Essenzialistisch wird diese Haltung genannt, weil sie annimmt, „der Islam habe einen unveränderlichen Wesenskern, eine Essenz“.

Die zweite Gruppe, die „Indeterminierer“, sieht im Islam nur einen Oberbegriff für vielgestaltige Phänomene, die jederzeit interpretierbar und wandelbar sind. Oder mit den Worten der Islamwissenschaftlerin Gudrun Krämer: „Der Islam ist, überspitzt ausgedrückt, weitgehend das, was Muslime an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit als islamisch definieren und praktizieren.“

Beide Haltungen haben ihre Tücken. Die „Indeterminierer“ stehen im Verdacht, den Einfluss des Islam auf Terrorismus im Namen Gottes, von Frauenunterdrückung oder fehlender Menschenrechte herunterzuspielen. Statt auf die Religion als Ursache verweisen sie lieber auf politische, wirtschaftliche und soziale Missstände. In ihrer Sicht kann der Islam losgelöst von seinen Quellen sogar Formen annehmen, „die mit keiner seiner historischen Manifestationen notwendig etwas zu tun haben müssen“, wie Weidner schreibt. Damit aber geraten sie in Konflikt mit dem islamischen Dogma der „Unerschaffenheit des Koran“, der für Muslime das reine Wort Gottes ist, zu dem der Mensch nichts beigetragen hat. Sich von ihm gänzlich zu lösen, ist schwer, weil der Islam dann nicht mehr der Islam wäre.

Die „Determinierer“ – den Göttinger Politologen Bassam Tibi zählt Weidner



West-östliches Kaufhaus: Zwei Frauen bummeln durch eine moderne Ladenzeile in Dubai.

FOTO: ALI HAIDER/EPA/DPA

dazu – dagegen weigern sich laut dem Buchautor, die Vielschichtigkeit des Islam zur Kenntnis zu nehmen. Für sie sind die Scharia, das islamische Recht, und die Demokratie unvereinbar. „Und wenn Muslime dann das islamische Recht der Demokratie unterwerfen, sind sie eben keine richtigen, echten Muslime mehr, sondern verwestlicht“, schreibt Weidner. Das hat folgenreiche Konsequenzen: Erstens sprechen die „Determinierer“ dem Islam jede Entwicklungsfähigkeit ab. Zweitens ist aus dieser Sicht ein Gespräch mit gläubigen Muslimen kaum möglich, weil die „Determinierer“ nichts anderes verlangen als die totale Selbstaufgabe der Muslime. Wozu aber ein Dialog, wenn am Ende

nur die Kapitulation stehen soll? Weidner, so viel ist klar, rechnet sich eher dem Lager der „Indeterminierer“ zu, was sich auch aus seinem Ansatz ergibt, nie zu einem endgültigen Ergebnis zu kommen, sondern ständig neue Fragen zu stellen.

Derart entlarvt er manche Argumentationskette im verbalen „Kampf der Kulturen“ als anfällig. Oft wird im Westen angeführt: Der Islam lässt sich nicht mit den Menschenrechten vereinbaren. Ist diese These hinreichend bewiesen worden? Um sie zu belegen, wird meistens auf islamisch geprägte Staaten wie den Iran und Saudi-Arabien gezeigt, in denen Menschenrechte nichts gelten. Keines der beiden Regime aber stehe für „den Islam“

und könne für ihn in Haftung genommen werden, lautet Weidners Gegenthese.

Nun sei es theoretisch nicht auszuschließen, dass der Islam mit der UN-Menschenrechtscharta nicht zu vereinbaren sei. „Doch lässt sich mit der genannten Argumentation eine solche Unvereinbarkeit nicht belegen. Das heißt nicht, dass Menschenrechtsverletzungen in der islamischen Welt nicht angeprangert werden sollen. Es heißt nur, dass sie schwerlich als Argument gegen den Islam selber taugen.“ Die Frage, ob dieser mit den Menschenrechten vereinbar ist, lässt er aus, wohl, weil er kein Buch über die Religion schreiben wollte.

Doch wie lässt sich die Konfrontation zwischen dem „Westen“ und den Muslimen entschärfen? Was immer wieder zusammenstößt, ist „das Heilige“ beider Seiten. Für den Islam ist „das Heilige“ der Prophet Mohammed und der Koran, für den säkular geprägten Westen die Freiheit des Individuums. Offenbar wird der Zusammenprall in der aufgeheizten Debatte über das Kopftuch, das viele Muslime für eine religiöse Pflicht halten, das aus westlicher Perspektive jedoch ein Verstoß gegen die Selbstbestimmung darstellt. „Dies ist ein Dilemma, für das es keine definitive Lösung gibt“, schreibt Weidner, schlägt aber ein „Gentlemen's Agreement“ vor: Beide Seiten sollten einfach akzeptieren, was eine Frau tatsächlich tue, „gleich, ob sie den Schleier ablegt oder nicht“. Hier ist das Wunschdenken allzu stark, Weidner verstößt sogar gegen die Argumentationslogik, die das Buch sonst so auszeichnet. Wenn beide Seiten jeweils die Entscheidung einer Frau akzeptierten, hieße das in letzter Konsequenz: Sie müssten jeweils „ihr Heiliges“ aufgeben. Ohne das Heilige aber gäbe es den Konflikt gar nicht.

Letztlich bleibt nichts anderes übrig, als mehr miteinander statt übereinander zu sprechen. Vor allem muss jeder die Gegenseite in ihrer vollen Komplexität wahrnehmen, der Westen den Islam und umgekehrt. „Differenzierung, selbst wenn sie unbequem ist und Arbeit macht, ist eine Überlebensfrage“, resümiert Weidner. Wie recht er hat. Am Ende könnte die Erkenntnis stehen, dass wir es nicht mit einem Zusammenprall zwischen Westen und Islam, sondern zwischen Moderaten und Extremisten zu tun haben.

Stefan Weidner: Manual für den Kampf der Kulturen. Warum der Islam eine Herausforderung ist. Ein Versuch. Verlag der Weltreligionen, Frankfurt/Main 2008. 221 Seiten, 19,80.